HANS HELFRITZ

Im Urwald von Malaya

Mit 2 Karten und 54 Abbildungen
nach Aufnahmen des Verfassers

DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT BERLIN

I.

Zwischen Urwald und Wüste

Die Wüsten Arabiens habe ich nun verlassen.

Glühend heiß, grausam und unendlich friedsam zugleich, mit flimmerndem Glast am Tage, mit kristallklarem Sternenhimmel des Nachts sind sie mir in Erinnerung geblieben diese Wüsten aus Stein und diese Meere des Sandes. Noch lange schwingen in mir der langsame Trott der Karawanen, der schlürfende Gang der Kamele und die schrillen aufreizenden Rufe der Beduinen nach, mit denen sie ihre Tiere zu schnellerem Gang antreiben.

Wochen und Monate hatte ich Südarabien durchkreuzt, hatte mich meinem Schicksal und meinen Freunden, den Beduinen, jenen kleinen dunkelfarbigen schwarzhaarigen wilden Stämmen Hadramauts überlassen, ohne auf der ganzen Reise auch nur einem weißen Manne begegnet zu sein. Jedes Gefühl für Zeit war mir verlorengegangen. Den Lebensgewohnheiten der Beduinen hatte ich mich vollständig angepaßt, und das war gut so; wenn es bei unendlichen Mühen und Entbehrungen zunächst auch recht hart anmutet, so besteht hierin doch die einzige Möglichkeit, diese uns so fremde ferne Welt einigermaßen zu erfassen. Der feurige Sonnenball, von Mensch und Tier in diesem Strich der Erde so gefürchtet und nicht mehr als Segenspender betrachtet, der uns alle bis auf die Knochen ausgedörrt hat, war oft der einzige Wegweiser am Tage, während die südliche Himmelskuppel mit ihren silbernen Sternbildern uns bei ausgedehnten Nachtmärschen den richtigen Weg finden ließ.

Doch das ist jetzt vorüber. Eine andere Welt wird sich mir erschließen, eine Welt der üppigsten Vegetation, die kaum vorstellbar ist, eine Welt gigantischer Wälder und Baumriesen, durch deren sattes Grün mächtige Urwaldströme ihren Weg ziehen. Wasser und Regen werde ich im Übermaß zu sehen und zu spüren bekommen, Dinge, an deren überreiche Existenz ich schon kaum mehr zu glauben wagte. Kostbares klares Wasser, das nur derjenige wirklich zu schätzen weiß, der einmal tagelang durch ein Gebiet gereist ist, in dem es dieses köstliche Gut einfach nicht gibt, wo eine bestimmte Tagesration in Ledersäcken mitgeschleppten halbverdorbenen warmen Wassers nicht überschritten werden darf und wo das ganze Denken des Menschen sich zeitweise nur auf den einen Begriff „Wasser“ konzentriert. Und ist sie dann endlich erreicht, die langersehnte Wasserstelle, ja dann ist das Wasser oft so schlecht, daß in Europa wohl kaum ein Tier diese Flüssig-

keit angerührt hätte. Hat man sich einmal klargemacht, unter welchen Verhältnissen eine Wüstenreise vonstatten geht, erst dann kann man die erstaunlichen Gegensätze ermessen, die dieser Erdteil, den man Asien nennt, uns offenbart. Die andere Welt, die sich so mir erschloß, ist der Urwald, sind die Menschen, die ihn von Anbeginn bewohnen, und die Menschen, die später in ihm eindrangen, ihn zu eigenem Nutzen eroberten und ihm seine Schätze entrissen. Weiter nach Osten führt mich das Schicksal, hinaus aus den Wüsten der arabischen Halbinsel in von Natur gesegnetere Gebiete als Arabien. Mein Weg führt in die Länder Indiens, in den Urwald von Malaya.

*

Sonderbar mutet es an, plötzlich von einem Tag zum andern aus einer fremden Welt, aus der freien Welt der Wüste, in der ich vereint war mit unkomplizierten braunen Naturmenschen, losgerissen zu werden, wieder europäische Gewohnheiten annehmen zu müssen und sich in westliche Denkart einzufühlen, die so oft von kleinlichen Alltagssorgen beengt und durch Vorurteile über fremde Länder beeinflußt ist. Diese Eigenschaften treten nicht selten bei den Passagieren in Erscheinung, die auf den Indien- und Ostasiendampfern aus aller Herren Länder zusammengewürfelt eine Reise antreten. Es ist kaum möglich, in der kurzen Zeit, die den Passagieren der Schnelldampfer an den Halteplätzen zur Verfügung steht, den ersten Eindruck einer Reise nach dem Osten zu vertiefen, zumal ja Reisende von dem neuartigen farbenfreudigen Gewimmel orientalischer Häfen zunächst förmlich erschlagen sind und, wie ich oft bemerkt habe, jede engere Fühlungnahme mit den Eingeborenen von sich aus vermeiden, da sie sich in ihrer Kompliziertheit, von der sie sich nicht befreien können, natürlichen Menschen gegenüber befangen fühlen.

An Bord der „Victoria", eines italienischen Schnelldampfers des Lloyd Triestino sind Angehörige zahlreicher Nationen vereint. Deutsche, Engländer, Chinesen und Inder; Italiener trifft man kaum, sie reisen selten in diese Länder. Wie sind die Nationen nun auf die einzelnen Klassen verteilt? Die erste Klasse könnte weit mehr Passagiere fassen als sich auf ihr zusammengefunden haben. Sie ist vorwiegend reichen Indern vorbehalten, Parsis aus Bombay, die sich von einem kleinen Europaausflug auf der Heimreise befinden. Die zweite Klasse, im Heck des Schiffes gelegen, bietet bei einer heißen Fahrt nicht die Möglichkeit einer guten Durchlüftung der Räume; auch die Vibrationen, durch vier Schiffsschrauben verursacht, tragen nicht gerade zur Erheiterung der Passagiere bei, so daß diese Klasse ebenfalls nur schwach besetzt ist. Die Touristenklasse dagegen findet wie allgemein

auf den Schiffen den meisten Zuspruch. Englische Beamte bevorzugen sie, wenn sie nicht gezwungen sind, mit der P. & O. in die Kolonien zu fahren. Deutsche Kaufleute, chinesische und indische Studenten, die in Europa studiert haben, finden sich ein, und häufig kehren diese jungen Leute nach Indien oder China zurück, nachdem sie in der Fremde eine Europäerin geheiratet haben. Leider nehmen diese Ehen meist kein gutes Ende. Das heiße Klima, religiöse Schwierigkeiten, die untergeordnete Stellung der Frau im Osten, all das stellt sich erst später als hemmend in den Weg. Ein Hindu zum Beispiel, mag er sich in Europa auch noch so sehr der westlichen Welt angepaßt, europäische Manieren angenommen haben, nach Indien zurückgekehrt ist er wieder ganz und gar Hindu, und die fremde Frau hat sich genau so wie die einheimische seinen Ansichten und Gewohnheiten zu fügen. Von den Europäern in Indien wird sie nicht geachtet, während sie auch im Gesellschaftskreis ihres Mannes niemals mit wirklichen Sympathien zu rechnen hat.

Doch hier an Bord ist noch alles froher, erwartungsvoller Stimmung eines neuen Lebens, das sich den meisten von ihnen erschließen wird, einer bisher nur erträumten Welt eines der wunderbarsten Länder unserer Erde, das man Indien nennt. Nicht alle meine Reisegefährten schlagen zum erstenmal den Weg nach Indien ein, manche kehren zurück zu ihrer Tätigkeit, die sie als Kaufleute und Beamte in fernem Lande gefunden haben, für andere wiederum ist die Reise in Indien noch nicht abgeschlossen, ihr Weg führt sie über Bombay hinaus nach Afghanistan, nach Belutschistan oder bis in das Innere von Tibet. Da ist ein deutscher Kaufmann, Vertreter einer Hamburger Firma, der seinen Wohnsitz seit Jahren schon in Bombay aufgeschlagen hat, der während des Weltkrieges in Indien interniert war und unermüdlich in seinen Erzählungen aus einem reichen Erlebnisschatze schöpft. Jetzt betrachtet er die Reise zwischen den beiden Erdteilen fast wie eine Wochenendfahrt, so oft hat er sie gemacht. Da finden wir aber auch einen Kreis junger Inder, Menschen aus den verschiedensten Staaten dieses Reiches, hellfarbige große Gestalten aus dem Panjâb, kleine dunkelfarbige zierliche Gestalten aus der Gegend von Madras. Alle sprechen sie eine andere Sprache, irgendeine von den etwa 200 verschiedenen Mundarten, die heute noch in Vorderindien lebendig sind; keiner kann die Muttersprache des anderen verstehen. Wie verständigen sie sich nun? Auf englisch, und sie sind stolz darauf, sich in der Weltsprache miteinander unterhalten zu können. Wie weit haben sie es doch gebracht! Sie gehen europäisch gekleidet, sie benehmen sich bei Tisch wie Gentlemen, sie tragen kurz geschnittenes Haar und eine Hornbrille, sie tanzen am Abend amerikanische Modetänze und sprechen

sogar eine Sprache der weißen Rasse. Ja Fremden gegenüber verleugnet dieser Typ des Inders nicht selten seine Muttersprache. Ich fragte auf dieser Reise einmal einen jungen Inder nach seiner Heimatsprache; beleidigt wandte er sich von mir ab, seine Sprache wäre die englische, Indien stände unter englischer Verwaltung, das müßte ich doch wissen.

Eines Tages ist eine Wandlung eingetreten unter den gelehrten jungen Herren des Ostens. Das Ziel unserer gemeinsamen Reise ist erreicht, Bombay, die Stadt, in der alle zum ersten Male indischen Boden betreten, die sich aus östlicher Richtung dem Lande genähert haben. Doch wo sind meine indischen Reisegefährten geblieben, die bisher so stolz auf ihr weltmännisches Auftreten gewesen waren? Kurz vor der Ankunft in Bombay haben sie ihre europäischen Kleidungsstücke fein säuberlich in Koffer und Kisten gepackt, haben indische Gewänder hervorgeholt und diese zu unserer aller Überraschung angelegt. In leichten weißen Baumwollröckchen, die zwischen den Beinen durchgezogen werden, versammeln sie sich an Deck, vermeiden Gespräche mit Ausländern und sprechen untereinander nicht mehr englisch. Würdevoll bereiten sie sich auf den Empfang vor, den sie von ihren Verwandten bei der Ankunft in Bombay erwarten. Bald ist das ganze Schiff in freudig erregter Stimmung. Ganz in Blumen gebettet liegt die indische Riesenstadt vor uns. Blumen über Blumen, soweit das Auge reicht. Rosen und Oleandersträuße und Kränze aus duftenden Jasminblüten werden den Ankömmlingen zum Empfang um den Hals gelegt. Manch einer von den jungen Indern, deren europäisches Auftreten zunächst verblüffte, ist doch im Grunde seines Herzens selig, wieder in die Gemeinschaft seines Volkes aufgenommen zu sein, als echter Inder, der er bei aller äußerlichen Veränderung dennoch geblieben ist. Er hat zurückgefunden zu der großen segensreichen „Mutter Indien".

„Gateway of India" wird ein gewaltiges Prunktor in Bombay genannt, es steht am Meer und deutet symbolisch die Bedeutung der Stadt an, Bombay ist die Pforte Indiens, eine gewaltige Handelsstadt von unermeßlichem Reichtum. Bevor ich mich nach Hinterindien begebe, nehme auch ich meinen Weg durch das Tor Indiens, fahre durch ganz Südindien und Ceylon, um mich an Ort und Stelle über einige völkerkundliche Fragen zu orientieren, die mir im Zusammenhang mit Südarabien und Malaya besonders wichtig erscheinen. Doch nur kurz will ich auf meine Reise durch Vorderindien eingehen, denn diese Zeilen sind in erster Linie den Ländern Hinterindiens gewidmet.

Es ist ziemlich einerlei, welcher der vier Wagenklassen man sich der Eisenbahnen Vorderindiens anvertraut, wenigstens was Sauberkeit anbelangt.

Meinem Zuge, der mich von Bombay nach Haidarâbâd bringen sollte, war sogar der Salonwagen eines indischen Fürsten angekoppelt. Aber ich hätte lieber keinen Blick in das Innere dieses prachtvollen weißen Waggons werfen sollen, um mir nicht die Illusion von der Herrlichkeit und von dem Geschmack eines indischen Fürsten nehmen zu lassen. Wohl hatte ein findiger Architekt das Innere des Wagens in Wohnraum, Schlafzimmer und Küche eingeteilt, aber scheinbar ist den Passagieren — Frauen und Kinder des Fürsten — die Bestimmung der einzelnen Räume und wenig geschmackvollen Möbel nicht recht klar geworden. Man saß auf dem Boden zusammengekauert nach orientalischer Sitte, man schlief auf Tischen und Sesseln, während die Betten dazu dienten, alle erdenklichen lukullischen Speisen und Früchte Indiens, die in großen Körben hereingeschleppt wurden, zunächst einmal zu beherbergen. Es ist kaum vorstellbar, welche Unmengen von Nahrungsmitteln auf einer Eisenbahnfahrt von den Indern verzehrt werden, vor allem aber unter welchen für Unbeteiligte wenig erbaulichen Begleiterscheinungen. Alle Speisereste wie Bananenschalen, Obstkerne, Hühnerknochen usw. werden nicht etwa aus dem Fenster geworfen, wozu die unnötige Anstrengung, nein, auf dem Boden des Abteils sammeln sich die Abfälle, vermischen sich mit dem Abwaschwasser des Geschirrs zu einem schmierigen Brei — Wasser führt man in großen Tonkrügen mit —, ein widerlicher Geruch erfüllt das Abteil, kurz, die ganze Szene gleicht schon fast einer orientalischen Völlerei, die sich ihrem Ende genähert hat. Wie gesagt, ist der Fremde vor solchen Freuden in der ersten wie in der letzten Wagenklasse ebensowenig bewahrt.

Indische Züge sind immer überfüllt; selbst die Ärmsten der Armen, die Kastenlosen, rechnen zu den ständigen Passagieren indischer Eisenbahnen. Aber zu welchem Zweck reist man in Indien, eine Bahnfahrt kostet doch immerhin Geld, wenn der Fahrpreis auch noch so billig ist? Sie reisen, um ihre Verwandten zu besuchen, sie reisen, um nur einmal den Genuß des Fahrens zu erleben, und wenn es auch nur eine kleine Strecke ist.

Auf einer kleinen Station, die weit entfernt von größeren Siedelungen liegt, mitten in der Steppe, jedoch umwuchert von herrlichen Agaven und Opuntien, herrscht allgemeine Aufregung unter den Reisenden. Kleine Kinder und Gepäckstücke werden aus den Fenstern der Abteile gereicht, indische Kulis tragen leichten Schrittes alles davon, so sorgsam fassen sie die Koffer an, als trügen sie Porzellan. Bei der unglaublichen Reiselust der ärmeren Bevölkerung ist es auch nicht verwunderlich, daß blinde Passagiere an der Fahrt teilnehmen, zumal eine Absperrung auf den Bahnhöfen nicht besteht.

Unter großem Lamento werden sie herausgezerrt, jammern entsetzlich über ihre Armut, entkommen gerade in dem Augenblick der Obrigkeit, als sich der Zug wieder in Bewegung setzt, und springen von der anderen Seite wieder in den Wagen. An der nächsten Station ereignet sich das gleiche Schauspiel. Man muß eben auch hierin eine gewisse Übung haben.

Ich war nicht wenig erstaunt, als ich, in Haidarâbâd angelangt, plötzlich von einem Mann in Zivil von wenig vertrauensvollem Äußeren angehalten und nach dem Paß gefragt wurde. Eingehend erkundigte er sich nach dem Zweck meiner Reise und der Dauer meines beabsichtigten Aufenthaltes in Haidarâbâd. Auch mein Gepäck wurde einer eingehenden Zollkontrolle unterzogen.

Haidarâbâd ist der größte indische Vasallenstaat des anglo-indischen Reiches, er hat aber in seiner Verwaltung besondere Eigenheiten bewahrt wie eigene Paß- und Zollverwaltung und sogar eine eigene Währung. Haidarâbâd ist ein Staat von über 12 Millionen Einwohnern mit der Hauptstadt Haidarâbâd, dem Sitz des Nizam, des reichsten Fürsten Indiens; er wohnt im sogenannten Chaumhalapalast. Es gibt Teile Indiens, in denen der mohammedanische Teil der Bevölkerung überwiegt, zu ihnen gehört auch Haidarâbâd. Der Islâm ist als eine fremde Religion erst verhältnismäßig spät nach Indien getragen worden, steht aber zahlenmäßig heute an zweiter Stelle. Über 66 Millionen Inder bekennen sich zum Mohammedanismus. Das stark islamische Gepräge der Stadt Haidarâbâd tritt bei den Moscheen und Prunkbauten in Erscheinung, obwohl zahlenmäßig auch hier die Hindu überwiegen. Die Schilder an den Läden tragen Aufschriften in arabischen Lettern, die Dialekte sind durchsetzt von unzähligen arabischen und persischen Ausdrücken, Kunst und Kunstgewerbe stehen unter dem Einfluß des Glaubens des Propheten.

Daß der Sultan von Makalla, jener kleinen Hafenstadt mit anschließendem Sultanat in Südarabien, in Militärdiensten des Nizam steht und die Hälfte des Jahres als hoher Offizier in Haidarâbâd seinen Verpflichtungen nachkommt, war mir bekannt. Daß sich aber in Haidarâbâd auf Schritt und Tritt so frappante kulturelle Zusammenhänge zwischen beiden Staaten bemerkbar machen würden, hatte ich nicht erwartet. Immer wieder konnte ich dieselben Formen, Motive und Ornamente im Kunstgewerbe feststellen, die mir von Makalla her bekannt waren. Besonders auffallend ist die Identität der Gestaltung in der Silberschmiedekunst. Die einzigartigen gekrümmten und ziselierten Dolche und Dolchscheiden Hadramauter Beduinen tauchen hier mit einem Male wieder auf, sie werden hier wie dort mit einem ge-

krümmten kleineren Fleischmesser zusammen im Gürtel getragen. Ich habe in Indien eigenartige Ornamente mit Rhombusmotiven gesehen, dieselben, die ich in Südarabien nur bei ganz abgeschlossenen Inlandstämmen in der Gegend von Schóbua und Behan antraf.

Schon in vorislamischer Zeit haben Beziehungen kultureller Art zwischen Indien und Südarabien bestanden, allerdings in umgekehrter Weise. Zu dieser Frage übermittelt uns Leo Frobenius die Aussage einer maßgebenden indischen Persönlichkeit. „Nach ihr hat es am Kaspischen Meer und in Süd- sowie Ostarabien in ältester Zeit indische Kulturstätten gegeben, die Gwalamukli genannt werden und heute feuerspeiende Berge darstellen."

Erst viel später drangen die Araber in Indien ein. Im Jahre 712 n. Chr. wurde das erste mohammedanische Reich in Indien gegründet, nachdem ein arabisches Heer unter Mohammed Ibn Kâsim in die Landschaft Sindh eingedrungen war. Die Araber konnten bald großen Einfluß auf Indien ausüben und, da sie im Besitz einer großen Schiffskultur waren, gelangten sie weit hinaus über Arabien über den ganzen stillen Ozean bis zu den entlegensten Südseeinseln. —

In Haidarâbâd besteige ich von neuem den Zug, nachdem mich vor der Abfahrt wieder ein anderer freundlicher Herr nach meinem Paß und dem nächsten Ziel meiner Reise gefragt hatte. Er war sogar soweit orientiert, daß er mich auf dem Bahnsteig schon von weitem bei Namen rief. In schneller Fahrt geht es über das Hochland. Über Bangalur gelangen wir nach Maisur. Die Gegend ist anmutig frisch; wir fahren durch niedrige Schluchten runder Granitbrocken, die wie wahllos in die Landschaft gestreut erscheinen, umwuchert von dichtem Grün. Dann tritt wieder roter Lehmboden zutage, primitive Ziegeleien liegen zerstreut in der Landschaft, vereinzelt erheben sich die spitzen Zacken eines Termitenhügels aus dem Pflanzenwerk empor. Beim Überschreiten der Flüsse werfen indische Reisende jedes Mal Geldstücke in das Wasser, um die Flußgottheiten gut zu stimmen, der Fluß könnte doch einmal gefährlich werden, über die Ufer treten und so eine große Gefahr für die Landbevölkerung bedeuten. Auch primitive Bewässerungsarten beobachte ich auf der Fahrt. Zwei Männer stehen an einem Tümpel und halten zwischen sich an Seilen befestigt einen Lederbeutel. Der Beutel wird mittels der Seile in Schwingungen versetzt, wobei er im Tümpel eintunkt, etwas Wasser aufnimmt und durch eine geschickte Bewegung der Schwinger sich in ein höher gelegenes Becken entleert. Von hier aus sorgen Kanäle für die Weiterleitung des Wassers zu den Pflanzungen. Später sah ich in der Gegend von Madura eine andere Art der Bewässerung. Hier werden Zieh-

Inhalt